**Zeitschrift:** Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

**Band:** 7 (1927-1928)

Heft: 9

Artikel: Des Gian Travers Gedicht vom Müsserkrieg : ein Gedenkblatt zur

Vierhundertjahrfeier des rätoromanischen Schrifttums

Autor: Redenbacher, Fritz

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-156441

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

föderalistisch, partikularistisch und gar monarchistisch (Entwurf II, wie er aus den Beratungen der Reichsregierung mit dem aus Bevollmächtigten ber Landesregierungen zusammengesetten Staatsausschuß hervorging), teils gemäßigt unitarisch und bemokratisch (Entwurf III, bas Werk bes Verfassungsausschusses). So ift die Weimarer Verfassung eben kein Werk aus einheitlichem Guß. In ihr haben konservative, liberale und sozialistische Staatsauffassung einen Niederschlag gefunden. Daraus erflärt sich auch der zwiespältige Charatter der Bestimmungen über Bolks= entscheid und Volksbegehren. Dem Volk werden die weitestgehenden politischen Rechte zugestanden und gleichzeitig werden sie ihm doch mißgönnt. Diese Bestimmungen find auch allzu ausgeflügelt und ausgetiftelt, um nicht zu sagen spitsfindig, auf jeden Fall aber viel zu tompliziert, als daß sie praktisch mit Leben erfüllt und ausgeübt werden könnten. Darum steht Deutschland erst noch die Aufgabe bevor, die im Weimarer Berfassungswert niedergelegten Gedanken der Birklichkeit und den an ein Staatswesen gestellten Erfordernissen anzupassen. In der Schweiz aber werden wir gerade aus einer machsamen Berfolgung dieser fünftigen Arbeit und der Entwicklung, die sie nimmt, vielfache Anregung schöpfen können. Denn auch die schweizerische Bundesverfassung muß mit der Zeit Schritt halten und bedarf der Anpassung an die veränderten Bedürfnisse ber Gegenwart.

# Des Gian Travers Gedicht vom Müsserkrieg.

Ein Gebenkblatt

3ur Dierjahrhundertseier des ratoromanischen Schrifttums.\*) Bon Frig Redenbacher.

Man vergißt nur allzu leicht, daß von den vier schweizerischen Landes= sprachen nur eine, und zwar gerade die zahlenmäßig schwächste rätoromanische, ihr Schrifttum ganz auf schweizerischem Boden gegründet

<sup>\*)</sup> Anmerkung der Schriftleitung: Zwei Berichterstatter italienischer Tageszeitungen haben kürzlich wieder das Bedürsnis verspürt, ihre Leser an das "Recht" Italiens auf den Kanton Graus bünden zu erinnern. Im Mailänder "Corriere della Sera" vertrat ein Paolo Monelli den Standpunkt, daß im Engadin von rechtswegen in den Schulen italienischen Sprache und kultur abgesehen habe, wenn sie daselbst ladinische Schulen unterhalte und die Engadiner so, weil das Ladinische seine richtige Sprache sei, zum Erlernen des Deutschen zwinge. In dem in Bologna erscheinenden "Resto del Carlino" veröfsentlichte ungesähr gleichzeitig ein Francesco Meriano eine aus Chur, Arosa und St. Mority datierte Artikelsgolge, durch die, wie die "Adula" sich ausdrückt, "die Frage dieses vollst ünd is italienischen Bos dens zum Leben erweckt und lebendig gemacht wird". (Das Beachtensswerteste darin ist vielleicht die durchgehende Bezeichnung "Alto Ticino" sür den Kanton Tessin. Für das am obersten Lauf der Etsch gelegene

und aus schweizerischer Geschichte und Landschaft genährt hat. Der Beseinn des rätoromanischen Schrifttums liegt nun genau 400 Jahre hinter uns — eine runde Zahl, die wohl zu einem besinnlichen Verweilen Anlaß geben mag. Während die deutschschweizerische, die französischschweizerische und die italienischschweizerische Literatur als Teilstücke oder provinzielle Ausprägungen der gesamtdeutschen, gesamtsranzösischen und gesamtitaslienischen Literatur betrachtet zu werden pslegen, kann man das rätosromanische Schrifttum und Dichten als ausschließlich auf schweizerischem Boden erwachsen bezeichnen — es sei denn, daß man sich auf die Seite einiger italienischer Gelehrter, Pseudogelehrter und Publizisten stelle, die realpolitische "Notwendigkeiten" für wichtiger halten als wissenschwissens Wahrheiten und demgemäß, ihrem großen Landsmann, dem Sprachwissens

Südtirol wurde schon vor dem Weltfrieg, d. h. vor seiner gewaltsamen Einverleibung in den italienischen Staat, von irredentistischer Seite die

Bezeichnung "Alto Adige" — Hoch-Etich — geprägt.)

Richtet so das saschistische Italien — feine italienische Zeitung darf heute etwas schreiben, was nicht die offene oder stillschweigende Billigung der faschistischen Staatsleitung hat — seinen begehrlichen Blick über den Alpenkamm auf die Quellgebiete von Rhein und Jnn, so sucht ihm sein irredentistischer Zortrupp im Tessin dafür einen gangdaren Weg zu weisen. "Wir Tessiner — heißt es in der "Adula" vom 16. und 30. Oktober aus der Feder des "Qusentino" zeichnenden, gegenwärtig größten Setzers dieses Blattes —, die wir uns aufs tiesste mit Mätien verbunden fühlen, durch uralte Bande, durch eine Vergangenheit unübertrossener und unübertressslicher Kultur, wir, die wir wissen, wie groß unsere Pflicht ist, die uns die Vildung eines festen Vlocks mit der Bevölkerung Rätiens außerlegt... Die Tessiner Frage ist eine Frage der Italianität. Auch die rätische Frage ist eine Frage der Italianität. Auch die rätische Frage ist eine Frage der Italianität. Die Fragen Graubünden und des Tessinsssind wesentlich und einzig Fragen der Italianität... Diese Leute, die ihre eigene ladinische und romanische Sprache gegen das überschwemmende und in den Schulen aufgezwungene Deutsch verteidigen, ersüllen eine tiese und bewundernswerte Pflicht der Italianität, denn das Lasdinische und Komanische sprache sind nur italische Mundsaten..."

Vom wissenschaftlichen Standpunkt wie von berusener rätoromanischer Seite wird immer wieder darauf verwiesen, daß das Rätoromanische der Ausdruf einer zwar eng begrenzten, aber eigenen Kultur= und Sprach= welt ist. Das bündnerische Schulwesen nimmt darauf vollständig Rücksicht, indem der Elementarunterricht in den romanischen Gebieten in der ro= manischen Muttersprache ersolgt: Deutsch wird vom dritten Schuljahr an als Fremdsprache gelehrt; vom siedten Schuljahr an ersolgt der Unterricht in Deutsch; es steht aber den Gemeinden frei, auch die romanische Mutterssprache als besonderes Unterrichtssach beizubehalten. Angesichts dieses Sach= verhaltes stellt sich immer dringlicher die Frage, ob nicht unsere obersten Landesdehörden, in Besolgung der ihnen durch die Bundesversassung über= tragenen Obliegenheiten, — für die äußere Sicherheit der Schweiz zu wachen — gegen eine auf Schweizerboden ersolgende und auslän= disch en Begehrlichten auf schweizerboden ersolgende und auslän= disch en Begehrlichten Eatigkeit, wie diesenige der "Adula" sie darstellt, einschreiten müssende Tätigkeit, wie diesenige der "Adula" sie darstellt, einschreiten müssen.

Die nachfolgende Darstellung gibt einen trefflichen Einblick in die Eigenart und Selbständigkeit der ratoromanischen Geistes- und Sprachwelt.

schaftler Ascoli und der neueren romanistischen Forschung zum Trotz, die rätoromanische Sprache zu einem italienischen Dialekt machen wollen.

In der Tat hat sich die gesamte, nunmehr 400jährige Entwicklung des rätoromanischen Schrifttums auf schweizerischem und zwar bündenerischem Boden abgespielt, und das wenige, was diese Sprache an selbeständigen dichterischen Erzeugnissen in anderen Teisen ihres ursprünglich viel größeren Berbreitungsgebiets hervorgebracht hat, steht nicht nur außerhalb dieser Entwicklung, sondern kann, wie z. B. die friaulische Billotta, als sast zeitlose und daher geschichtslose Bolkstunst kaum in eine geschichtliche Entwicklung überhaupt eingesügt werden. Umso entschiedener hat sich dagegen das Schrifttum des Engadins in der ersten Zeit seines Bestehens sür mehr als 100 Jahre den Charakter des geschichtlich Besdingten und geschichtlich Wirksamen gewahrt, indem es sich in den Dienst der Geschichte selbst stellte: fast alse bemerkenswerten Schriftwerke des 16. und zum Teil noch des 17. Jahrhunderts sind Wassen im Kampf um die Resormation.

Das erste aber noch nicht. Es ist das Gedicht vom Müsserkrieg, das Gian Travers im Herbst 1527 niederschrieb. Sind die im Religions= tampf entstandenen Schriftwerke, allen voran die übersetzung des Neuen Testaments von Bifrun (1560), insofern von ihrem Entstehen an historisch, als fie geschichtlich vorwärts wirken und die Zukunft gestalten helfen wollten, jo eignet diesem kleinen Epos der Charafter der Geschichtlichkeit in zwiefachem Sinne: einmal bildet es die rühmliche Eröffnung eines zwar immer bescheiden gebliebenen, aber ehrlich bodenständigen national= sprachigen Schrifttums; zum andern aber ist es eine fünstlerische Darstellung historischer Ereignisse, die erst ein, zwei Jahre zurücklagen, die daher eine noch durchaus lebendige Angelegenheit des Volkes und obendrein ein ganz persönliches Erlebnis des Dichters selbst waren. Denn mit Rat und Tat hatte er teilgenommen, hatte mitgekämpft, als Landes= hauptmann des Veltlins seine Seerhaufen gegen den Keind geführt, als Gesandter hatte er zu einem ehrlichen Frieden helfen wollen und war dabei dem tückischen Feind als Gefangener in die Hände gefallen. Sein Entschluß, dies alles in der eigenen Muttersprache dichterisch darzustellen, läßt den Anfang des rätoromanischen Schrifttums als eine durchaus planvolle Tat erscheinen. Man fühlt in seinen oft harten Versen mit den häufig wiederkehrenden Infinitiv= und Partizip=Reimen, wie schwer es war, eine literarisch noch ganz ungeschliffene Sprache in den Dienst ber Sache zu zwingen. Tropbem hielt er wohl gerade das Rätoromanische in seiner naturhaften, rauhen Lebendigkeit allein für geeignet, den Ereignissen bleibende Form zu verleihen, die noch fast der Gegenwart angehörten und eben erst in das Reich der die rauhe Wirklichkeit milbern= den Erinnerung hinabzusinken begannen.

Das Wagnis des Gian Travers, die Ausdrucksmöglichkeiten, ja geradezu die Lebensberechtigung der engadinischen Sprache in einem verhältnismäßig so umfangreichen Gedicht auf die Probe zu stellen, ist umso höher als persönliche Tat zu werten, als es im Volk künstlerisch und sprachpolitisch noch kaum vorbereitet war. Die anderen Sprachen, die er in den sein Vaterland umgebenden Ländern literarisch verwendet sah, hatten schon Jahrhunderte, bevor in ihnen größere dichterische Werke schriftlich festgelegt wurden, sich ber Versform fügen gelernt, hatten ihnen gemäße Bersformen gebildet oder sich angeeignet, hatten insbesondere in ber Prosa des täglichen Lebens wieder und wieder sich auf das Bergament der Verträge, Raufbriefe, Prototolle, Besitzverzeichnisse u. f. w. gedrängt, so daß die ersten Dichtungen gleichsam wie Blumen aus einem Erdreich aufsproßten, das seine Fruchtbarkeit schon durch vielfältigen nütlichen Ertrag erwiesen hatte. Im Engadin dagegen scheint man sich zu jener Zeit schon ziemlich damit abgefunden zu haben, daß das Rätoromanische zum Schreiben nun einmal nicht passe und man sich mit Latein und Deutsch so gut als möglich helfen musse. Die Bemerkung Tschudis, diese Sprache sei "nit zum Schreiben eingericht", wird gewiß die Meinung wiedergeben, die im Engadin selbst gang und gabe war. Für rechtliche Dokumente, die meist nicht so sehr eine Angelegenheit des Bolkes als der sprach= und schreibgewandteren Gemeindevorsteher waren, konnte man sich der in hunderten von europäischen Kanzleien ausgebildeten lateinischen und deutschen Formeln recht gut bedienen, eine wirkliche Bolksdichtung war nur in der Landessprache möglich. Sprüche mit oder ohne Reim, Spottverse, Wetterregeln in der Volkssprache gingen wohl schon seit langer Zeit von Mund zu Mund. Das eine ober andere Bolkslied über einen Brand, ein Volksfest, einen Streit zwischen zwei Dörfern und andere luftige oder schreckliche Ereignisse war von dichterisch veranlagten Röpfen ausgedacht worden. Daß aber der Dichter des Müsserkriegs durch solche Dinge, von denen wir bei Campell einige kleine Broben aufbewahrt finden, in seinem Unternehmen irgendwelche Unterstützung in technischer, formaler oder sprachlicher Hinsicht erfahren habe, macht schon die Form seines Werkes unwahrscheinlich.

Das Gedicht ist rein episch und hat hinsichtlich seiner inneren und äußeren Form mit dem Bolkslied gar nichts gemein. Das heißt, die Dinge sind so dargestellt, wie sie sich dem Bewußtsein des Einzelnen präsentieren, nicht so, wie das Kollektivbewußtsein des Volkes sie aufgefaßt, beziehungsweise umgestaltet haben wurde. Es fehlt daher die für das historische Bolkslied, das seinerseits der Ballade nahe steht, charakte= ristische Sangbarkeit und die strophische Einteilung. Man vergleiche nur einmal irgend eines der hiftorischen Bolkslieder der deutschen Schweiz, etwa das Lied von der Calwenschlacht (Nr. 17 in der ausgezeichneten kleinen Sammlung von Otto v. Gregerz, Hiftorische Bolkslieder der deut= schweiz, Leipzig 1922) mit dem Epos des Gian Travers. Im Bolkslied strophische Bliederung nicht nur äußerlich, sondern, was noch viel wichtiger ist, zuerst innerlich: Erfassung einzelner Szenen und Bilder, eine geradezu expressionistisch anmutende Zusammenballung ganzer Ge= dankenreihen, ja sogar ganzer Reihen von Ereignissen in ein paar bildhafte Formeln, typisierte Massenbewegungen und chorische Trupreden, die einem zur überpersönlichen Ginheit konzentrierten Bolt in ben Mund gelegt werden: dazwischen finden wir nur ganz wenig Historisch=Tatsäch= liches, keinen zusammenhängenden Fluß der Erzählung, vor allem fehlt jeder Bersuch, die Ereignisse auf irgend eine Beise als Ursache und Birkung in Berbindung zu setzen.

Die Technik des Gian Travers ist davon grundverschieden, weil seine Absicht auch eine andere war: Nicht das kriegerische und vaterländische Pathos des Volkes, dieser eigentliche Gegenstand aller historischen Volkslieder, sollte bei ihm zum Ausdruck kommen; vielmehr wollte er offenbar den Gang der Ereignisse, wie er selbst ihn beobachtet und miterlebt hatte, möglichst genau festhalten und festlegen, seinen Mitbürgern zu Rut und Frommen und — wie er selbst am Schlusse sagt — zur Unterhaltung. Demgemäß gibt sein Gedicht einen äußeren Verlauf, eine Aneinanderreihung historischer Tatsachen an Stelle der im Bolkslied allein ausgeführten psychologischen Kurve, bei der nur immer wieder die Wendungen durch äußere Dinge motiviert zu werden pflegen. Daher hat er natürlich auch keine strophische Gliederung, sondern einfache Reimpaare, keine gleich langen ober nach regelmäßigem Schema in der Länge wechselnden sangbaren Verszeilen, sondern einen reinen Sprechvers. Es handelt sich aber bei diesem nicht, wie man wohl noch vielfach glaubt, um eine unbeholfene, funstlose Reimerei, sondern um ein nach bestimmten Kunstregeln aufgebautes Gebilde; nach Kunstregeln allerdings — und bas ist in unserem Zusammenhang wesentlich -, die nicht eigentlich romanisch, sondern deutscher Herkunft sind. Dies führt uns nochmals zu dem früher erwähnten Punkt zurück: was der Dichter in seiner Muttersprache an dichterischen Erzeugnissen vorfand, war entweder auch seinerseits schon nach solchen deutschen Versprinzipien gebaut, oder, was noch wahrscheinlicher ift, es war so unbedeutend, daß er anderswo seine Borbilder suchen mußte. Die biblischen Schauspiele vom verlornen Sohn, von Joseph und seinen Brüdern u. s. w., die er später in seiner Muttersprache bearbeitet hat, beruhen ebenfalls auf deutschen Originalen.

Sanz bodenständig war dagegen der von Gian Travers bearbeitete Stoff. Der sogenannte erste Müsserkrieg ist der Kampf der Bünde gegen den Castellan von Musso in den Jahren 1525—26. Scheinbar nur eine Bagatelle, ein Kleinkrieg zwischen einem sich als Raubritter gebärdenden Burgvogt und dem bescheidenen Staatswesen der Drei Bünde, die doch nur einen Teil der Eidgenossenschaft ausmachten, der sie sich noch gar nicht lange vorher angeschlossen hatten.

Ein so harmloser Gegner, wie man vermuten könnte, war aber der Bogt von Musso nicht. Er war auch nicht von so niedriger Abkunft, wie man gelegentlich lesen kann. Vielmehr stammte er aus der mailändischen Familie Medici, die dem mittleren Patriziat ihrer Heimatstadt angehörte. Sian Giacomo, der Castellan von Musso, war im weiteren Aufstieg der Familie vielleicht die stärkste treibende Kraft. Sein Bruder Gian Angelo wurde später Kardinal und bestieg im Jahre 1560 als Pius IV. den päpstlichen Stuhl. Der nachmals berühmte Kardinal Carlo Borromeo war sein Nesse, mit den Grasen von Hohenems war er durch seine Schwester Clara verschwägert und er selbst vermählte sich 1545 mit einer Witwe aus dem Adelsgeschlecht der Orsini. Herzog Cosimo I. von Florenzschwämte sich nicht, für verwandt mit den sombardischen Medici zu gelten,

hat er doch Gian Angelo bei seiner Ernennung zum Kardinal aufgefordert, die glorreichen sechs Kugeln der florentinischen Medici in sein Wappen aufzunehmen. Durch die Gleichheit nicht nur des Namens, sondern auch des Wappens scheint dann bei den Geschichtsschreibern bald mancher Frrtum entstanden, vielleicht auch manche absichtliche Vermischung bes günstigt worden zu sein.

Gian Giacomo von Medici, vom Volt allgemein der Medeghin genannt, war zur Zeit seines ersten Angriffs gegen die Bunde ein Mann von etwa 30 Jahren, erfüllt von jugendlicher Abenteuerlust und hoch= fliegenden Plänen. Nach dem Vorbild anderer Renaissancehelden hatte er es sich offenbar zum Ziel gesett, zwischen dem Herzogtum Mailand und der Schweiz eine selbständige Herrschaft zu gründen, deren Bentrum wohl Chiavenna und die Tre Pievi am Comerfee hätten werden sollen. Beltlin und Bergell wären nicht zu entbehren gewesen, und was er hätte er sein erstes Ziel einmal erreicht — weiterhin noch an sich gerissen hätte, konnten sich die Bündner leicht ausmalen. So traten sie seinem ersten Angriff auf das Beltlin gleich mit aller Macht entgegen, und es gelang ihnen wirklich, ihn abzuschlagen. Nachdem der Medeghin sich von bem unerwünschten Ausgang seines ersten Krieges mit den Bünden wieder erholt hatte, schien der Erfolg seines Einfalls in die Brianza im Jahre 1527 und mehr noch der außerordentlich günstige Vertrag von Pioltello (1528), der ihm nicht nur fast alles Land um den Comer= see, sondern sogar ein selbständiges Münzrecht zusprach, ihn der Berwirklichung seiner Plane um ein Beträchtliches näher zu bringen. Durch diese rücksichtslose Ausbreitung seines Herrschaftsbereichs hatte er sich indessen den Herzog von Mailand zum Feind gemacht, und als Gian Giacomo 1531 sich wieder gegen die Bunde mandte, um das Beltlin zu erobern, fand er im Felde mannhaften Widerstand, mährend seine eigene Burg von Francesco Sforza belagert wurde. Solcher Gegnerschaft war der Abenteurer nicht gewachsen, und so mußte er 1532 endgültig auf eine selbständige Territorialherrschaft verzichten und sich mit dem Titel eines Marchese di Marignano und einer Entschädigung von 35,000 Gulben begnügen. Seine außergewöhnliche Kriegskunst sicherte ihm jedoch eine andere bedeutende Laufbahn. Nachdem er vorübergehend in Diensten des Herzogs von Savoyen gegen Bern und Genf gestanden hatte, trat er ins faiserliche Heer über, wo er es schließlich nach verschiedenen Wechsel= fällen zum Generaloberst brachte. Bas er mit eigener Macht vergebens erstrebt hatte, fiel ihm jest, zum Teil wenigstens, als Gnade des Kaisers zu: 1545 wurde er mit den Tre Pievi am Comersee (Domaso, Gravedona und Dongo) belehnt. Sein wildbewegtes Leben fand 1555 ein plots= liches Ende.

Es ist für den Charakter dieses Mannes bezeichnend, daß er das Schloß Musso (rätorom. Müß), das sehr schwer zugängliche, hoch gestegene und stark befestigte Felsennest südlich von Gravedona, als Bestohnung für einen politischen Mord an einem Visconti vom Herzog von Mailand zum Lehen erhalten haben soll. Die Legende, die sich seiner Gestalt schon bald bemächtigt hat, erzählt weiter von einem Uriasbrief,

der ihm nach Ausführung der Bluttat mitgegeben worden sei und dessen Inhalt er geahnt und umgeändert habe. Die Burg Musso war nun der weithin gefürchtete Stützunkt seiner Kaubzüge und seiner wechselvollen Kämpse gegen Franzosen, Schweizer, Spanier, Mailänder.

Am 8. Januar 1525 nahm er das Schloß zu Chiavenna — angeblich ein Schritt gegen die Franzosen, denen die Bünde Truppen stellten. Mit diesem Ereignis beginnt Gian Travers seine Erzählung. Mit einer Lebhaftigkeit, in der die Aufregung der Bündner bei einem so unerwarteten überfall noch nachzuzittern scheint, schildert er, wie 22 Soldaten des Müssers sich nachts in die Burg schleichen und am nächsten Morgen ben ahnungslosen Castellan Sylvester Wolf von der Buchen gefangen nehmen. Das Gedicht berichtet nun Schritt für Schritt die Ereignisse des ersten Müsserkriegs: die Kämpfe im Beltlin, an denen der Dichter als Landeshauptmann des Tals perfönlichen Anteil hatte, und das beständige Hin und Her des Krieges in der näheren Umgebung von Chiavenna, die Zurückberufung der bündnerischen Söldner aus dem französischen Dienst furz vor der Schlacht von Pavia (ein Umstand, der zur Niederlage der Franzosen vielleicht entscheidend beigetragen hat), die Rückgabe ber Stadt Chiavenna, jedoch ohne die Burg, an die Bündner. Die Darstellung aller dieser Vorgänge ist noch etwas unanschaulich und ungeschickt: es ist dem Dichter nicht vollkommen gelungen, die in der Wirklichkeit fraus durcheinander laufenden Fäden der triegerischen Berwicklungen und Verwirrungen zu einem fünstlerisch einfachen und flaren Gewebe zu ordnen.

Umso überzeugender ist die dichterische Anschaulichkeit und fünst= lerische Sicherheit, mit der die nun folgenden Szenen erfaßt sind. handelt sich um die Reise der jechs Bündner Gesandten, deren einer Gian Travers selbst war, nach Mailand. Zuerst geht alles gut. Sie haben einen Geleitsbrief vom Herzog, der förmlicher nicht hätte fein tönnen. Man kommt nach Musso, wo zwar ein abgebrannter Pferdestall als schlechtes Omen betrachtet wird, der Castellan jedoch die Gäste mit überraschender Freundlichkeit aufnimmt. Er stellt ihnen sogar fein Schiff Pelafiga zur Verfügung und gibt ihnen seinen Bruder (war dieser wohl Gian Angelo, der spätere Papst, oder der etwas jüngere Giambattista?) zur Begleitung mit. In Mailand richten sie nichts aus: der Herzog empfängt die Gesandten nicht und die Unterredung mit dem Kangler Morone verläuft ergebnislos. Den Rückweg nehmen sie wieder über Como und den See. Während der Schiffahrt sehen sie ihr Fahrzeug plötlich von anderen Schiffen umringt, bewaffnete Männer dringen herein und nehmen die Bündner gefangen. Mit Stricken gefesselt werden sie ins Schloß Musso geführt. Voll Hohn empfängt sie der Medeghin. "Ihr Berräter," herrscht er sie an, "seid ihr da, die ihr keinem die Treue hieltet? Den König von Frankreich und den Herzog habt ihr betrogen, den Kaiser habt ihr nicht verschont, mir habt ihr es ebenso zu machen versucht. Aber ich will euch zuvorgekommen sein." Als sie auf ihren herzoglichen Geleitsbrief hinweisen, spottet er, von ihm hätten sie keinen gehabt. Dem ehemaligen Landeshauptmann von Chiavenna, Herrn Jacob

von Castelmur, wirft er Berletzung des Kriegsrechts vor, und Gian Travers schleudert er ein schneidendes Wortspiel entgegen:

> Johan Travers, traversô taunt m'hest tu, Ch'eau nun vöelg, tü m'traversast plü.

Schließlich wird durch eine neue Tücke auch der derzeitige Landeshauptsmann von Chiavenna, Peter Simon Travers, ein Better des Gian Travers, gefangen genommen. Da versuchen die Bündner einen neuen Borstoß. Mit zwei aus dem Misox mühsam herbeigeschafften Kanonen wenden sie sich gegen das Schloß Chiavenna, das endlich, von 153 Schüssen getroffen, zur übergabe gezwungen wird. Aus Campells Geschichtswerk wissen wir, daß die Bündner von dem mutigen und tatkräftigen Rudolf von Marmels geführt wurden. Die in Musso gefangenen Gesandten werden aber erst später nach langen Verhandlungen durch Erlegung eines Lösegelds befreit. Mit bitteren Worten klagt der Dichter über den Unsdank und die Mißgunst, womit das Volk das Schicksal der Gefangenen beurteilt habe.

Sch'la soart vain ad ün contredgia Cun quaunt bain ch'aquel fat hegia, Lg pöevel cumainz'a s'ruverser, Et sias ovras a condamner...

Am vollendetsten drücken aber vielleicht folgende beiden Zeilen die Stimmung aus, die während jenes halben Jahres, als das Volk für die Bestreiung der Gefangenen kaum Schritte tun zu wollen schien, ihn manchmal überkommen haben mag:

Inguota plü desdegnia ün fideil servitur Co havair mel gro da sieu signur.

"Nichts ist einem treuen Diener schmerzlicher, als Undank von seinem Herrn zu haben."

Mit der Kückeroberung der Burg Chiavenna und der Auslösung der Gesangenen sand der erste Müsserkrieg sein Ende. Sian Traversschließt sein Gedicht mit den Worten: Gelobt sei Gott und seine Mutter, wie er es mit der Anrusung Gottes begonnen hatte. Denn so erfüllt vom Geist der Renaissance war der Engadiner Kriegsmann nicht, daß er für seine Kriegsschilderung die Musen bemüht hätte.

So einfach, so anspruchslos und sachlich ist das Gedicht. Fast wie in einer Reimchronik, ohne jedes Pathos, nur mit einem ganz leisen Unterton persönlicher innerer Anteilnahme, werden die Tatsachen berichtet. Der Dichter sagt nie ausdrücklich, welche hervorragende Rolle er selbst in den Kämpfen und Berhandlungen gespielt hat, vielmehr spricht er von sich, dem Landeshauptmann des Beltlins, gerade an den entscheidens den Stellen in der dritten Person. Da auch der Volkswille und die Volkssstimmung vollkommen hinter den äußeren Tatsachen zurücktreten, sehlt dem Gedicht jener lyrische Grundaktord, der sonst den frühesten dichtesrischen Schöpfungen der einzelnen Völker und Sprachgemeinschaften eigen

zu sein pflegt. Zu spät hat sich das Rätoromanische zur Literatursprache entwickelt, um einen solchen Lyrismus in seinem ersten historischen Epos noch aufweisen zu können. Der einzige Ihrische Zug des Gedichts ist die Vaterlandsliebe des Dichters. Sonft können wir höchstens noch seinen Gerechtigkeitssinn aus dem Werkchen ablesen. Es ist daher für das Berhältnis des heutigen Lesers zu der Dichtung im Grunde künftlerisch belanglos, sich das Leben und die politische Wirksamkeit des Johan Travers vorzustellen. Und doch wird man gern das Bild dieses bedeutenden Mannes, etwa so wie Ulrich Campell, vielleicht etwas ibealisiert, in seinem Geschichtswerk es gezeichnet hat, bei der Lektüre sich vor Augen halten, und sich vergegenwärtigen, wie er jahrzehntelang das politische und geistige Leben der Bünde und besonders des Engadins bestimmt hat, wie er die Interessen seines Landes als Gesandter bei Fürsten und Re= publiken verfocht, wie er sich mit aller Kraft seiner einflugreichen Per= sönlichkeit für die Ausbreitung der Reformation im Engadin einsetzte, wie er im Dienst der neuen geistigen Bewegung bei seinem Volk die biblischen Schauspiele in Aufnahme brachte, wie er in verschiedenen Religionsgesprächen und Disputationen und schließlich, im Alter von 73 Jahren, sogar als Prediger auf der Kanzel seines Heimatortes Zuoz für die neue Lehre eintrat. Man mag die überragende Stellung, die er lange Zeit hindurch innegehabt haben muß, aus der Tatsache ent= nehmen, daß seinem Dazwischentreten die Erhaltung des Bistums Chur gegenüber den Bersuchen einer völligen Säkularisation und Abschaffung bes Bischofssites zugeschrieben wurde, ein Schritt, den ihm die Protestanten sehr verargten und dessen Beweggründe heute nicht mehr völlig zu erforschen sein dürften.

Als Dichter scheint Travers zwar für seine Übersetzungen biblischer Dramen die Anerkennung seiner Landsleute schon bei Lebzeiten geerntet zu haben, doch fand das Gedicht vom Müsserkrieg kaum sehr starken Anklang, wenn man aus der Tatsache, daß es nur in einer einzigen Abschrift erhalten ist, einen Schluß ziehen darf. Der Hersteller dieser Abschrift, Pfarrer Johan Schucan von Zuoz, hat dem Werk ein Lobzgedicht auf Johan Travers in lateinischen Distichen vorangestellt, das uns immerhin als eines der wenigen Urteile aus älterer Zeit wertvoll ist, wenn es uns auch heute etwas allzu überschwenglich anmutet. Wit allen Künsten der neulateinischen Rhetorik preist er da seinen großen Landsmann, der die Geschicke des Baterlandes nicht nur zu lenken, sonden auch zu besingen verstanden habe:

... Tu cives, Traverse, tuos patriamque gubernas, Tu patriam scribis doctus et historiam. Sermonem patrium docuisti scribere primus, Quod fieri nunquam posse videre senes. Gloria sola tua est . . .

Das Gedicht vom Müsserkrieg ist trotz seiner Schlichtheit ein Kunstwerk und verdient auch heute noch als solches und nicht nur als Sprachbenkmal gewürdigt zu werden. Wie denn auch ein Dorfkirchlein künstlerischen Wert haben kann, ohne mit ragenden Türmen, kühn gesichwungenen Bogen und überraschenden Prospekten zu prunken; wenn es nur am rechten Fleck steht und im rechten Geist erbaut ist. Der rechte Geist, aus dem Gian Travers sein Werk geschaffen hat, war der vaterländische, heimatliche. Möge das rätoromanische Schrifttum — das wünschen wir ihm an der Schwelle seines fünften Jahrhunderts — in diesem Geist, auf den es sich in den letzten Jahrzehnten von neuem besonnen hat, auch in Zukunst manches schöne, schlichte Denkmal im heimischen Stil erbauen, daß so die Tat des ersten engadinischen Dichters sruchtbar und segensreich weiter wirke!

## Sinn und Bedeutung der Romantik.

Von Martin Rind.

Es bleibt immer ein erstaunliches Rätsel, wie die Romantik genannte Bewegung, die doch ihre Strahlen über das ganze letzte Jahrhundert sendet und noch das Schaffen der Schweizer von Reller bis Meyer und Bödlin bestimmte, eingeleitet wird durch Werke, welche uns heute vom tünstlerischen Standpunkte zumeist nicht mehr als ein unzulängliches Gestammel gelten können, und durch ein, muß man sagen, viel eher theoretisches als produttiv schöpferisches Gebaren ihrer ersten Berfünder. Wer mag die Lucinde, den Sternbald, ja den Heinrich von Ofterdingen oder Godwi noch lesen? Der ganze Friedrich Schlegel, dieser Ur= vater der Romantik, spricht nur aus seinen Fragmenten und aus äfthetischen, fritischen, religions- und kulturgeschichtlichen Auffäten. Der wesenhafte Novalis ist in seine Aphorismen verkapselt, die Wackenroder= Tied'ichen Erzählungen lösen sich in Gespräche und Erzählungen auf, und in Brentanos Romanen herrscht Phantasie und Gefühl noch völlig undiszipliniert. Man könnte auf die klassische Dichtung weisen, die durch das mutige Fechten und Lanzenbrechen Lessings vorbereitet und vielleicht erst ermöglicht murde; man fonnte anführen, daß die Renaissance aus philologisch=humanistischen Bestrebungen hervorging. Und doch ist damit wenig erklärt und begriffen. Wir glauben es nicht, daß die Theorie das lebendige Werk schaffe und je geschaffen habe, und sind mißtrauisch, wo die Tatsachen doch dafür sprechen. Ob nicht tiefere Mächte mit am Spiele waren? Wir muffen weit ausholen, um die Frage für die Romantif zu lösen, aber vielleicht führt der Umweg dazu, daß uns der ganze Sinn der Bewegung plötlich beutlicher wird.

Man darf es aussprechen: denselben schöpferischen Kräften, welche der Gotif und dem Barock die Entstehung gaben, ist auch die Romantik entwachsen. Was wir Geschichte nennen, ist der Kampf zwischen gewaltshaberischen Machtansprüchen des Geistes und schicksalhaft andringenden Forderungen des Lebens. Mehr und mehr neigt sich der Sieg auf Seiten des Geistes, und die Menschheit geht, seitdem sie sich einmal zum Forts